

Nr. 86. Bromberg, den 6. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lang war er noch ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserem Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten zu ihr gesagt, was sie auf seine Fragen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war ers denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserem Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heut wieder erfolglos für ihn gesprochen. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird dir's gut tun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen anderen Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag' ihm nur, du hätt'st aus seinen Reden so was gemerkt und wenn er's haben wollte, so woll'st du gehn. Oder laß' mich das machen. Du bist zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Tun und Treiben dieser Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Gespräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andere, die unseren Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterem Gespräche schien er's für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung derselben. Zwei Hände waren zu entbehren und blieben die im Geschäft, so waren die Kräfte desselben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unseres Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Tun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willst den Apollonius nach Köln schicken, sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehen. Wenigstens heut' und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unseren Helden sich ins Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er stehen und sagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: Morgen gehst du zum Vetter nach Köln. Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? Heut' noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du? fuhr er ihn an. Apollonius sagte: Ja, Vater. Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise. Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen schien, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einige Male auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen sollte.

Und vom Georgenturm tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Türe des Hauses mit den grünen Fensterladen auftat und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen und er ihm lange, lange nachgesehen. Vielleicht gewinn' ich dir sie doch, hatte der Bruder gesagt, und dann schreib' ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die Einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer und legst du nur dein blödes Wesen ab, so kann dir's bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb' wohl. Deinen Brief besorg' ich noch heut'.

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

Ja, sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer anderen, und wär' sie noch so hübsch. Wäre ich anders gewesen, jetzt müßte ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen, hat sie mir begegnen wollen damals und früher, wer weiß, wie

schwer's ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst getan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O, sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden.

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein anderes Zusammenleben als das daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein anderer werden müssen und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäft ging's anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus den Wolken und mit der Stimme des Donners. Er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch das Aussprechen seiner Gründe. Es gab kein Warum und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit seinen Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, die nicht um jede Kleinigkeit ihn um Rat fragen mußten, denen er manches überlassen konnte. Und so hielt er es auch mit anderen Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie selbst hatten finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken können.

Apollonius erkannte sehr deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen und dieser vollendete jede ohne Hilfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn bitter vor, strengte sich an, das Tun des Vaters bei sich zu rechtfertigen und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen unseren Helden von einer anderen Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegenen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff unser Held unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blumen hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so unabsichtlich allein begegnete — ja, wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte unser Held so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um des Helden willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung des Helden im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben. Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefes, in welchem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen lassen. Nun kannte er die Sache, um die sich's eben handelte, und an die er sich bisher nichts gekehrt, nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu tun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Es war Geld, Zeit und Arbeitskraft vergeudet und, was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungenen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich ganz von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem anderen unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch nur der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich welche machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst entgegengebracht. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er tat es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun kein Warum mehr laut werden durfte und neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus all den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernsteren Umstandes leicht Erwähnung getan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit der Ausführung derselben betraut. Der im blauen Rock dringe in ihn, unseren Helden aufzufordern, in die Vaterstadt zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, unser Held werde die ihm liebgewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Überdies sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen unseren Helden, den er seither so vergebens bekämpft, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, all das sich wiederaufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältnis unseres Helden mit der jüngsten Tochter des Vetters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältnis nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es ins Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und über die Tätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Äußeren Haltung und seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner früheren Schüchternheit gegen Frauen und seiner Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugetan, wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder anderen gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht allein; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr als eine Erlaubnis, als ein Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt sich's und dehnt sich's und wird zur summenden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabsah, fragte er sich: wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert und sein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten vier Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu tun sei. Die Liebe zur Heimat war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobungstante.

Von **Alois Ulreich.**

Eine der gefährlichsten Personen, die zu kennen ich das Vergnügen habe, ist ganz sicher meine liebe Tante Henriette, eine ebenso würdevolle als stattliche Dame, die sich bereits an der Grenze der sogenannten besten Jahre befindet und damit in jenes Alter tritt, in welchem die Frauen die Anschaffung eines Mopses ins Auge zu fassen pflegen. Tante Henriette hat es sich zur Aufgabe gemacht, alle jungen Leute, die ihr im Leben begegnen, zu verheiraten. Stets hat sie jemanden „am Lager". Anfangs hat ihr das Ganze Spaß gemacht. Allmählich wurde das Verloben zur Manie Tante Henriettes. Ihre Gedanken und Erwägungen beschäftigten sich bald ausschließlich mit der Frage: „Wer würde zu Fräulein Mizzi passen?" oder „Wo finde ich für den kleinen Doktor eine passende Braut?"

Tante Henriette war darum todunglücklich, als es ihr nicht gelingen wollte, den Kanzleirat Pollinger unter die Haube zu bringen. Niemand verpflichtete sich, diesem gutmütigen, dicken Herrn, der noch gar nicht so alt war, einen häuslichen Herd zu gründen. Die „Verlobungstante" konnte es aber einfach nicht ansehen, wie dieser gemütliche Herr, der in angenehmen Jahren zu Amt und Würde gekommen war, so unverheiratet durchs Leben ging. Noch dazu hatte sie soundsoviele Gelegenheiten, mit ihm beisammen zu sein und ihn immer wieder in ledigem Zustande bei Gesellschaften zu sehen.

„Warum heiraten Sie eigentlich nicht?" fragte sie ihn eines Tages bei irgend einem Büfett in irgend einem Salon. „Ich will ja — verehrte gnädige Frau — aber es findet sich keine Gelegenheit."

„Dann will ich Ihr Glück in die Hand nehmen", erklärte die Verlobungstante. „Sie besitzen alle Eigenschaften, um eine Frau glücklich zu machen. Sie werden ein ausgezeichneter Ehemann sein. Ihr ruhiges Temperament, Ihre Vorliebe für die Bequemlichkeit, Ihre Abneigung gegen alkoholische Getränke — das sind lauter unschätzbare Vorzüge . . . Sie werden sehen, lieber Kanzleirat, die Höhe des menschlichen Glückes ist der Ehestand."

Von diesem Tage an lancierte Tante Henriette den Kanzleirat Pollinger, was nicht leicht war, da der phlegmatische, gutgenährte Herr an den Dingen des Lebens mit philosophischer Gleichgültigkeit vorbeiging. Tante Henriette mußte ihn erst aufpulvern, sein Interesse stets von neuem anfachen. Die ersten Versuche mißlangen. Herr Pollinger machte auf die jungen Mädchen keinen Eindruck.

Tante Henriette verdoppelte ihre Anstrengungen. Der Fall war sehr schwierig. Es reizte ihren Ehrgeiz, ihn zur günstigen Austragung zu bringen. Sie exponierte sich für den Kanzleirat, ohne dem Erfolg näherzukommen Je weniger die Ehekandidatinnen für den Kanzleirat in Betracht kamen, desto nervöser wurde Frau Henriette.

„Der bleibt Ihnen am Lager, meine Liebste!" sagte schon eine gute Freundin zu ihr.

Tante Henriettes Renommee war in Gefahr. Ihr guter Ruf als „Verlobungstante" war bedroht. Der dicke Kanzleirat war nicht anzubringen. Immer schoben sich Hindernisse entgegen. Entweder wollten die Damen nicht, oder die Familien erhoben Bedenken, oder er selbst lehnte ab.

Täglich erschien er nun schon bei Tante Henriette zur Jause, um dort in neue Pläne eingeweiht, oder über das Urteil der vortägigen Expedition unterrichtet zu werden. An einem solchen Nachmittage, als es wieder einmal nichts war, sagte der Kanzleirat in seiner gutmütigen Art: „Nun aber, meine liebe, gnädige Frau, darf ich Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen. Seit drei Monaten sind Sie um mein Glück besorgt, seit dreimal vier Wochen bewundere ich Ihre Bemühungen, Ihre diplomatischen Anstrengungen. Eine unglaubliche Bosheit des Schicksals verhindert jeden Erfolg. Ich würde mir arge Vorwürfe machen, wenn ich noch länger Ihrer Güte zur Last fiele . . ."

„Sie wollen mich im Stiche lassen?", erwiderte Tante Henriette vorwurfsvoll. „Wissen Sie, daß ich dadurch dem heimlichen Spotte meiner lieben Bekannten ausgesetzt werde, daß ich dadurch mein Familienansehen einbüße? Mir ist noch keiner durchgefallen. Sie müssen heiraten!" — „Ja, aber wen?" — „Denken Sie auch einmal nach, lieber Freund!"

Das Nachdenken war nun aber nicht die Sache des gutmütigen Kanzleirates. Hilflos saß der wohlgenährte rundliche Herr auf seinem bequemen Sessel und strengte sich an, ein Gesicht zu machen, das so aussah, als würde er nachdenken. Dabei kam er in seiner liebenswürdigen Beschränktheit nicht über die nächstliegenden Dinge hinaus, die ihn umgaben. Seine Augen gingen immer im Kreise herum, von Tante Henriette zu den behaglichen Fauteuils, der breiten schweren Kredenz, blickten durch die Gardinen in den hellen freundlichen Salon, in dessen Erker man gerade von seinem Platz aus sah, glitten über den gut bestellten Jausentisch und kehrten zu Tante Henriette zurück, die belegte Brötchen anfertigte. Nachdem der Kanzleirat diese Rundreise der Augen mehrmals vollzogen hatte — während ihr wurde nichts gesprochen, da es ja aussehen sollte, als hätte er nachgedacht — sagte Tante Henriette: „Nun, ist Ihnen etwas eingefallen, lieber Kanzleirat?"

Der Kanzleirat lächelte in jener unschuldig verlegenen Art, die die gutmütigen Menschen auszeichnet. Er zuckte

die Achsel und tastete nach Worten, die geeignet waren, seine Gedanken gehörig auszudrücken.

„Ach, ich sehe schon, Ihnen ist etwas eingefallen, bitte sprechen Sie doch!“

„Nun ja, allerdings, ich will nicht leugnen, daß ich mir eben allerlei Gedanken wieder machte, die ich mir schon öfters gemacht habe...“

„Und die haben Sie mir noch nicht anvertraut?“ warf Tante Henriette ein.

„Ach, das sind so sonderbare Gedanken, die Sie früher gewiß sehr ungnädig aufgenommen hätten . . .“

Seine Blicke traten wieder die Rundreise durchs Zimmer an, indem sie liebevoll die gemütliche Einrichtung, die bequeme Art dieses Haushaltes bewunderten.

„Es kommt Ihnen, verehrte gnädige Frau, hauptsächlich darauf an, mich zu verheiraten . . .“

„Allerdings. Ich habe die Mission auf mich genommen, habe mich seit Wochen dadurch exponiert und es würde meinem gesellschaftlichen Renommee sehr schaden, wenn Sie mir durchfielen . . . Ich habe mehrere Freundinnen, die mir diesen Mißerfolg von Herzen gönnen würden . . . Bedenken Sie, was für einen Ruf ich genieße: Ich bin die Vorsehung, die das Glück zahlreicher Menschen begründet hat . . .“

„Wenn es weiter nichts ist, dann weiß ich einen Ausweg. Sehen Sie, meine Gnädige, ich bin jetzt so häufig Ihr Gast, daß ich mich förmlich an diese angenehme Wohnung, an Ihre gesprächige Art, an die treffliche Küche Ihres Hauses gewöhnt habe. Da machte ich mir nun schon lange den Gedanken, wie vorteilhaft es wäre, wenn ich ein gewisses Anrecht auf diese angenehme Wohnung hätte, wenn es meine Pflicht wäre, Ihre abwechslungsreichen, interessanten Plaudereien anzuhören und . . . und . . .“

„Herr Kanzleirat!“ sagte Tante Henriette sehr verlegen. „Das . . . das . . . ist ja ein Heiratsantrag!“

„Ja, ein Heiratsantrag soll es sein. Ich wähle nur den kleinen Umweg . . . die Hauptsache ist: Ich falle Ihnen nicht durch. Ihre Renommee, Ihr Ruf bleibt aufrecht: Ihnen ist noch keiner durchgefallen!“

* * *

Alle Verwandten waren nicht wenig überrascht, als sie eines Tages die Kunde vernahmen, daß sich die Verlobungstante selbst verlobt habe . . .

„Jetzt läßt sie den anderen hoffentlich Ruhe!“ seufzte ein junger Mann erleichtert auf, den sie schon längere Zeit ins Auge gefaßt hatte.

Zerstreutheiten.

Von Franz Ranniger.

Oft genug lacht man über Leute und deren Zerstreutheit, obwohl man die Menschen bedauern sollte, denn Zerstreutheit ist der Effekt einer vorübergehenden geistigen Minderwertigkeit. Man beobachtet sie im allgemeinen bei geistig arbeitenden, bzw. bei über den Durchschnitt geistig hochstehenden Leuten. Die Zerstreutheit bei den Herren Professoren ist sprichwörtlich. Die Wiederholung einer Erzählung in zeitlich ganz kurzen Zwischenräumen erscheint als Zerstreutheit, ist aber ein typisches Moment im Krankheitsbild der Diabetiker. So beobachtet man auch bei ihnen, wenn sie in Satzperioden sprechen, das Ausfallen gerade wichtiger Satzteile. Solche anscheinend Zerstreute sind Schwerkranke. Man sollte sie nicht verlachen, sondern sie nur bedauern.

Auch wenn der Professor, vertieft in seine grübelnden Gedanken, seinen Körper eingehüllt im Wasserdichten und überdacht vom Regenschirm, hinausträgt in den Garten, um im strömenden Regen zur bestimmten Stunde die Blumen zu begießen, so ist er mehr bedauerns- als belachenswert. Denn der Mann leidet, wenn auch unbewußt, in diesem Augenblick an der Schwerfälligkeit seines Gehirns, den Gedankenkreis von dem einen Funktionszentrum auf ein anderes zu verlegen.

Ein mir bekannter Herr, ein tüchtiger Rechtsanwalt und leidenschaftlicher Jäger ,war so zerstreut, daß er oft erst nach einem kilometerweiten Marsche, wenn er zur Hühnersuche oder zum Hasentreiben ging, bemerkte, daß er entweder das Gewehr, die Jagdtasche, seinen silbergrauen Weimaraner oder die Patronen vergessen hatte. Es war fast gefährlich, mit ihm zu jagen, denn er nahm, man hätte meinen können mit konstanter Bosheit, bei eintretenden Jagdpausen, nach dem Abblasen der Triebe, nie die Patronen aus dem nicht mal gesicherten Gewehre. Er vergaß dies nicht aus Leichtsinn, aus bösem Willen. Man konnte damit rechnen, daß er nach der Jagd aus dem Gasthaus oder vom Scheibenstand nach dem Schießen ein falsches Gewehr mitnahm. Wir mußten ihn stets nachkontrollieren, um Unheil und Unbequemlichkeiten zu verhüten. Später lief er ohne oder mit falschen Akten zu seinen Landgerichtsprozessen. — Er starb in noch guten Jahren an der Zuckerkrankheit.

Ein recht alt gewordener Konzertmeister von hoher Intelligenz befand sich mit seinem Geiste schon als Mann mittlerer Jahre immer in den höheren Sphären seiner Musik. Seine Frau fand oft sein Honorargeld zwischen alten Noten oder im Papierkorb. Sie machte ihm einmal klar, daß durch die gesteigerten Lebensansprüche überall die Gehälter erhöht worden seien. Er stände nun schon seit Jahren auf der gleichen Gehaltsstufe, und so möge er als Hof-Konzertmeister und -Organist ein Gesuch um Aufbesserung einreichen. Das tat er auch. Er wurde nach vierzehn Tagen auf das Hofmarschallamt bestellt. Dort verkündete man ihm, seine Hoheit habe ihm, auf ein halbes Jahr rückwirkend, eine Jahreszulage von 500 Mark gnädigst gewährt. „Aber“, setzte der Hofbeamte hinzu: „Herr Konzertmeister, wenn Sie, wie Sie schreiben, mit dem Gehalte nicht auskamen, warum haben Sie dann seit eineinhalb Jahren Ihr Gehalt nicht abgehoben?“ — „Oooh!? Dann werde ich es wohl vergessen haben,“ war die Antwort des Konzertmeisters, der seine Haupteinnahmen aus Klavier- und Gesangsunterricht hatte.

Er dirigierte bei Hofe die Kammermusik immer im Frack. Da kam einmal der Befehl, daß die Musiker an dem und dem Tage im Rock zu erscheinen hätten. Sein Gehrock war recht fadenscheinig und glänzend geworden. Deshalb bestellte die Gattin beim Schneider zur sofortigen Lieferung einen neuen. Am Konzerttage vormittag klingelt es wiederholt an der Korridortür. Der Konzertmeister öffnet. „Darf ich um eine kleine Gabe bitten? Etwas zu essen? Ich bin hungrig und habe nichts anzuziehen,“ sagte ihm der Bettler. „Meine Frau ist ausgegangen, sie hat das Geld mitgenommen, und zu essen kann ich Ihnen auch nichts geben. Aber diesen Rock können Sie haben,“ meinte der Konzertmeister und griff nach dem Haken neben der Tür, auf dem er gewöhnt war, seinen Gehrock zu finden und reichte ihn dem Bettler.

Am Abend zieht ihn seine Frau zum Hofkonzert an. Da fehlt der funkelnagelneue Gehrock. Die ganze Wohnung ward danach umgedreht. Umsonst. Endlich fällt es ihm ein: „Ach, da habe ich am Ende dem Bettler heute vormittag den neuen Gehrock gegeben.“

Am Abend mußte er in dem alten fadenscheinigen Rock bei Hofe dirigieren. — Der Herr starb später hochbetagt. An seinem Grabe erklang die Melodie des Liedes: „An der Saale hellem Strande“, welche das deutsche Volk ihm, Stade, verdankt.



Bunte Chronik

*** Die Schminke in der Anekdote.** In Italien bekannte einst eine junge Dame ihrem Beichtvater, sie pflege sich zu schminken, um, wie sie sagte, ihre Schönheit zu erhöhen und den Männern zu gefallen. Der Priester erteilte ihr jedoch sogleich Absolution, weil seiner Ansicht nach der Erfolg gerade umgekehrt war. — Als Lord Chesterfield gefragt wurde, was er von den Pariserinnen halte, antwortete er lakonisch: „Ich verstehe mich leider nicht auf die Beurteilung der Malereien“. Eine Französin, die einen Maler, der ihr Porträt malen sollte, darüber befragte, woher er seine Farben zu kaufen beabsichtige, erhielt zur Antwort: „In demselben Geschäft, wo Sie die Ihren kaufen, Madame.“ — Der Mißbrauch der Schminke erregte häufig das Mißfallen der Kirche, deren Diener von der Kanzel herab dagegen eiferten. So ist eine Predigt von Vincenzo Ferreri erhalten, der mit folgenden Worten gegen die eitlen Frauen wetterte: „Frauen, wenn ihr euch dereinst vor dem Thron des Herrn einfinden werdet, wird er zu euch sprechen: Ihr seid meine Geschöpfe nicht, ich machte euer Antlitz weiß, ihr aber habt es rot gemacht. Wie habt ihr es gewagt, das Gemälde meiner Meisterhand verbessern zu wollen? Glaubt ihr, ich wisse nicht, wie man male, so daß ihr es mich lehren müßt? Gelüstet euch nach einem Maler, der den Pinsel besser zu führen weiß, als ich, so kommt mir fortan nicht mehr vor mein Angesicht, sondern geht zu ihm. Ich kenne euch nicht mehr. Ihr seid keine Frauen, sondern die Kinder des Teufels.“ — Eine salomonische Antwort gab jener Bischof von Amiens, der, als ihn ein Beichtkind fragte, ob es erlaubt sei, sich zu schminken, antwortete: „Madame, es läßt sich soviel dafür und dagegen sagen, daß ich Ihnen raten kann, den Mittelweg zu beschreiten und sich nur eine Wange zu schminken.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.